

Inhalt

Vorwort

Sonja Miltenberger..... S. 2

Ein geschichtsträchtiger Ort

Von der Pionierschule der Wehrmacht zum Museum Karlshorst

Peter Lassau S. 3

„Alles schaukelt, der ganze Bunker schaukelt : Die letzten Kriegskinder erzählen“, hrsg. 2021 von Barbara Halstenberg

Gerd Koch S. 7

Ein Tag mit Geschichte

Jürgen Karwelat S. 10

Miriam Lotem – eine Begegnung

Peter Lassau S. 13

Kurzbericht zu meiner Masterarbeit „Ostdeutsche Geschichtswerkstätten ab 1990 am Beispiel Rostock und Jena“

Martha Betat S. 16

„Schwester, was bleibt uns denn?“

Ein Theaterstück in Lichtenrade

Andreas Bräutigam S. 20

Wir fliegen mit dem Holländer über Spree und Landwehrkanal

Jürgen Karwelat S. 31

Vorwort

Sonja Miltenberger

Gleich die Auftaktveranstaltung anlässlich unseres 40jährigen Vereinsjubiläums musste kurzfristig abgesagt werden, da uns wieder einmal Corona in die Quere kam. Wir werden die Veranstaltung mit Jenny Wüstenberg, Autorin des Buches *Zivilgesellschaft und Erinnerungspolitik in Deutschland seit 1945*, im nächsten Jahr nachholen.

Ähnlich wie Jenny Wüstenberg hat sich auch Martha Betat, jüngstes Mitglied der BGW, in ihrer Masterarbeit mit der Geschichte zweier ostdeutscher Geschichtswerkstätten befasst. Der Blick nach Osten – und das müssen wir uns eingestehen – der uns nie wirklich gelungen ist, sei es aus Fremdheit, Desinteresse oder Zeitmangel, ist eine lohnende Perspektive.

Die Zusammenarbeit zwischen der Geschichtswerkstatt Lichtenrade und der Theatergruppe Tütü Sabotage mündete in eine sehenswerte Theateraufführung, die uns in dem Gespräch mit einem der Schauspieler dieser Gruppe noch einmal nahegebracht wird.

Lesenswert ist auch die Vorstellung des Buches *Alles schaukelt, der ganze Bunker schaukelt*. Die Herausgeberin Barbara Halstenberg hat durch viele Interviews Geschichten gesammelt, in denen die Alltagserfahrung der *letzten Kriegskinder* festgehalten wurde. Eine Methode, an der auch die Pionierarbeit der Geschichtswerkstätten großen Anteil hatte.

Aber auch alle anderen Beiträge sind lesenswert: wie z. B. der atemberaubende Ritt durch die Geschichte, den Jürgen Karwelat in seinem Text *Ein Tag mit Geschichte* festhält oder die Begegnung mit der deutsch-jüdischen Israelin in ihrer Geburtsstadt Berlin, die Peter Lassau beschreibt.

Und hier noch die jährliche Einladung zu unserer Weihnachtsfeier:
Am Montag, den 19. Dezember 2022, ab 18 Uhr, in der Goltzstraße 49
(künstlerische bzw. kulturelle Einlagen,
auch *unweihnachtliche*, sind willkommen)

Veranstaltung am 16. Mai 2022 von 19.00 Uhr bis 21.00 Uhr im Laden der Berliner Geschichtswerkstatt e.V., Goltzstraße 49, 10781 Berlin

**Ein geschichtsträchtiger Ort -
Von der Pionierschule der Wehrmacht zum Museum Karlshorst**

Peter Lassau

Wie an kaum einer Institution lassen sich am Museum Karlshorst die Entwicklungslinien deutsch-russischer Beziehungen aufzeigen.

Der russische Überfall auf die Ukraine verlangte und verlangt vom Museum Karlshorst mit Sicherheit große Aufmerksamkeit. Zum Glück fand sein Direktor, Jörg Morré, Zeit für eine Veranstaltung in unserem Laden.

„Museum Karlshorst“ heißt dieser Ort der Kapitulation vom Mai 1945 jetzt schlicht, vom „Deutsch-Russischen“ im Titel hat sich das Haus gelöst, an dieser Stelle gleichsam die unmittelbare Folge von Putins Krieg.

Anschaulich unterlegt mit Fotografien, souverän und unterhaltsam machte Jörg Morré das Publikum mit der Geschichte seines Museums bekannt.

Im Offizierskasino der ehemaligen Pionierschule der Wehrmacht war am 8. Mai 1945 die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht unterzeichnet worden.

Danach diente das Haus als Sitz der sowjetischen Militäradministration und Marschall Schukow und seine Nachfolger residierten genau dort. Ein besonderes Verhältnis zu diesem Raum hatten sicher auch die Museumsdirektoren, denn bis zum zweiten Jahrzehnt der 2000er Jahre hatten sie dort ihr Büro, nachdem das Haus ein Museum geworden war. Und das wurde es anlässlich des 20. Jahrestages der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht nach zweijähriger Vorbereitung im November 1967:

Kapitulationsmuseum mit einem Diorama im Zentrum, das die Schlacht um Berlin zeigt und eng angebunden war an das „Museum des Sieges“ in Moskau, organisiert als deutsch-russischer Verein nach deutschem Vereinsrecht.

Wie so vieles blieb das Auseinanderbrechen der SU nach 1991 nicht ohne Folgen für das Museum: Zunächst durchaus wünschenswerte Entwicklungen, und zwar traten Minsk und Kiew 1995 dem Verein bei. Eine neue Ausstellung beschäftigte sich mit dem Krieg von 1941 bis 1945.

Es ist nicht überraschend, dass ein solches Konzept der Waffenbrüderschaft dieser drei Länder seit den Ereignissen von 2014 Risse bekam und seine Tragfähigkeit verlor. Die Besetzung der Krim 2014 und der russische Anspruch auf den Donbas führten zu einer politischen Eiszeit. Eine Ausstellung des Museums „Brennende Ukraine“ in Kiew führte keineswegs zu einer Entspannung der Situation. Zunehmend geriet das Museum in die Gefahr politisch instrumentalisiert zu werden. Mit einer Anekdote verdeutlichte Jörg Morré, dass Fingerspitzengefühl und Nervenstärke nötig waren, um die Dinge im Rahmen zu halten:



Quelle: www.museum-Karlshorst.de

2018 überreichte der russische Botschafter anlässlich eines Empfangs dem Museum eine Schukow-Büste. Ganz offensichtlich ein Danaer-Geschenk mit dem Ziel, die ukrainische Seite zu brüskieren und vorzuführen in der Erwartung, er könne bei dem Anlass abweichend vom vereinbarten Protokoll eine kleine Rede halten. Seine Frage an den Museumsdirektor, ob er etwas sagen sollte, wurde von diesem jedoch mit einem schlichten und klaren Nein beantwortet.

Diese Klarheit in der Diskussion und die hohe fachliche Kompetenz von Museumsleuten, so erfahren wir, ist offensichtlich eine Konstante in den Verhandlungen mit der russischen Seite. Erst nach der 5. Runde Wodka, außerhalb des Protokolls, könne das etwas aufgeweicht werden. Vielleicht ein kleiner Hoffnungsanker für die Zeit nach diesem Krieg.

Wie erbittert dieser Krieg auch die Erinnerungskultur erfasst, belegt unter anderem die Einlassung des ukrainischen Botschafters, der ein Grußwort zur Ausstellung über das Schicksal sowjetischer Kriegsgefangener („Dimensionen eines Verbrechens. Sowjetische Kriegsgefangene im zweiten Weltkrieg“) verhindert. Und dies, obwohl die Ausstellung an Menschen erinnert, die nicht nur in Nazi-Deutschland unmenschlich behandelt worden waren, sondern auch nach Kriegende in Stalins Sowjetunion als Verräter diffamiert und entrechtet wurden.

Dass der völkerrechtswidrige Angriff der Russischen Föderation auf die Ukraine erhebliche Folgen für Programm und Selbstverständnis dieses Museums haben muss, liegt auf der Hand.

Die erste Reaktion des Museumsteams bestand in einer Umbenennung des Museums: „Museum Karlshorst“ – „Ort der Kapitulation Mai 1945“ steht in großen Lettern an der Umgrenzungsmauer des Museums. Und seit dem 24. Februar 2022 wurde nur noch die ukrainische Fahne gehisst.

Welche Tendenzen werden die Zukunft bestimmen, was wird aus dem Museum Karlshorst?

Das Georgsband, einst ein begehrter Orden des Zarenreichs, ist ein treffendes Symbol für die augenblicklich herrschende Atmosphäre, die öffentliche oder staatlich veröffentlichte Meinung im politischen Russland. Dieses Band verweist auf Traditionen des imperialen zaristischen Russlands und dient den jetzigen Machthabern als Nachweis nationaler Gesinnung. Selbst ein Bündnis von Thron und Altar wird in martialischen Propagandabildern von Putin und Kyrill I. reaktiviert, unterlegt mit Homophobie und Warnung vor westlicher Liberalität.

Multiperspektivität ist nicht erwünscht. Im Gegenteil: Sie ist gefährlich, denn nach Überzeugung der russischen Führung gibt es nur eine Wahrheit, und in deren Besitz ist die russische Führung.

Tja, da endet jeder Diskurs und an seine Stelle tritt Unterwerfung oder Angst oder beides oder Gulag.

An der wissenschaftlichen Expertise russischer Museumsleute und Wissenschaftler ist nicht zu zweifeln, berichtet Morr e aus seinen Erfahrungen, belegt z.B. durch die Arbeit der von Kohl und Jelzin ins Leben gerufenen Deutsch-Russischen Historikerkommission. Bloß, so Morr e, ist es momentan kaum möglich, russische Referenten zu finden, und bei der Idee, einfach welche einzuladen, besteht die Gefahr, dass man diese Menschen damit gef hrtet, denn angeblich gibt es ja nur eine Wahrheit und es reicht, wenn man den „Historiker“ Putin dazu befragt.

Auch auf der konträr anderen Seite gibt es kaum tröstliche Beobachtungen. Lettland z.B. mit seiner Glorifizierung der lettischen Waffen-SS hat noch weniger Interesse an einer musealen Zusammenarbeit als die anderen baltischen Staaten und mit einer Ukraine, deren Botschafter aus seiner Verehrung des Antisemiten und Faschisten Bandera keinen Hehl macht, wird es wohl auch nicht einfach.

Wie auch immer: Der Direktor des Museums Karlshorst wirkt nicht so, als würde er sich entmutigen lassen. Die Arbeit wird weitergehen, die Kommunikationskanäle werden nicht verstopft, und ein nächstes Projekt könnte in Zusammenarbeit mit dem Alliiertenmuseum in Zehlendorf entstehen.

Das klingt vielversprechend.

Abschließend möchte ich festhalten, dass nach meinem Eindruck die Berliner Geschichtswerkstatt und das Museum Karlshorst zumindest drei Dinge gemeinsam haben:

1. Wir warten auf bessere Zeiten
2. Wir wissen, dass die Wahrheit Prozesscharakter hat und sehr kompliziert ist.
3. Wir wissen, dass man sich vor Leuten, die behaupten, sie hätten die Wahrheit in der Tasche, sehr hüten und ihrer Gewalt im Zweifelsfall widerstehen muss.

P.S.: Morré bedauerte, dass so wenige Besucher des Museums aus dem Westteil unserer Stadt kommen.

[Und hier noch ein Hinweis von der Redaktion.]

Quelle: <https://www.museum-karlshorst.de/museum/besuch>

Der Eintritt ist kostenlos.

Öffnungszeiten: Dienstag-Sonntag 10-18 Uhr, montags geschlossen

Sie können am Empfang für 3 € (ermäßigt 1 €) ein Audioguide-Gerät erhalten. (In den Sprachen: Deutsch, Russisch, Englisch, Ukrainisch, Französisch und Polnisch.)

Unsere Adresse: Zwieseler Straße 4, 10318 Berlin-Karlshorst

E-Mail: kontakt@museum-karlshorst.de

Sie erreichen das Museum aus dem Berliner Stadtzentrum bequem und schnell ...

mit der S 3 bis S-Bahnhof Karlshorst, weiter mit dem Bus 296 bis Haltestelle Museum Karlshorst. Fahrzeit ab S-Bhf Friedrichstraße: 32 Minuten.

mit der U 5 bis U-Bahnhof Tierpark, weiter mit dem Bus 296 bis Haltestelle Museum Karlshorst. Fahrzeit ab U-Bhf Alexanderplatz: 28 Minuten.

Alle Ebenen des Museumsgebäudes sind mit einem Aufzug und über Rampen erreichbar. Für die Dauer Ihres Museumsbesuches können Sie vor Ort einen Rollstuhl ausleihen. Unsere Aufsichtskräfte sind Ihnen gern behilflich.

Am 4. Mai 2022 gab es in der Berliner Urania eine Veranstaltung unter dem Titel „Alles schaukelt, der ganze Bunker schaukelt“.

Gerd Koch

Dies ist zugleich der Titel eines von Barbara Halstenberg 2021 herausgegebenen Buches mit dem Untertitel „Die letzten Kriegskinder erzählen“, und er entstammt einer darin enthaltenen Erzählung von „Karin D. (Geboren 1938 in Berlin, Floristin)“ (S. 345) im Buch-Kapitel „Kriegstraumata“ und wird dort so von der Erzählerin kontextualisiert: „Schon wieder trifft eine Bombe den Bunker. Alles schaukelt, der ganze Bunker schaukelt. Die Tür neben uns springt auf, junge, blutende Männer werden an uns vorbei die Treppe runtergetragen. Meine Mutter legt den Arm um mich. Der Bunker hält auch dieses Mal stand. Nach dem Luftangriff rennen wir nach Hause, um zu sehen, ob unser Haus noch steht ... Angst, Angst, immer Angst, Angst. Leichen liegen auf der Straße, auch Pferdeleichen. Häuser brennen. Das Feuer brennt aus den Fenstern der Häuser raus. Meine Mutti zieht meinen Kopf an ihre Seite, damit ich das nicht ansehen muss ... Unsere Wohnung ist voller Glasscherben. Die Fensterscheiben sind kaputt, eine Zimmertür liegt quer über dem Bett. Der Stuck von der Decke ist auf dem Boden verstreut und liegt auch in meinem Kinderbett. Zum Glück war ich nicht da ... (-) All das ist traumatisch und nicht verarbeitet!“ (S. 437)

Die Herausgeberin Halstenberg hat die Zeitzeuginnen-Erzählungen außer unter dem Thema „Kriegstraumata“ (S. 423 ff.) noch unter diese Blick- bzw. Erzähl- (und z. T. Gesprächs-)Richtungen gruppiert (in dieser Reihenfolge):

„Bombenkrieg“ (S. 25 ff.),

„Flucht und Vertreibung“ (S. 61 ff.),

„Vergewaltigungen“ (S. 115 ff.),

„Hitlerjugend und nationalsozialistischer Alltag der Kinder“ (S. 145 ff.),

„Kindersoldaten“ (S. 191 ff.),

„Nazi-Eltern“ (S. 225 ff.),

„Judenverfolgung“ (S. 237 ff.),

„Verfolgte Minderheiten“ (S. 299 ff.),

„Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter“ (S. 309 ff.),

„Russlanddeutsche, Donauschwaben“ (S. 319 ff.),

„Kriegsende“ (S. 335 ff.),

„Besatzung Deutschlands“ (S. 361 ff.),

„Väter“ (S. 379 ff.),

„Nachkriegszeit“ (S. 403 ff.),

„Kriegskinder und Kriegsenkel“ (S. 455 ff.).

Jedem thematischen Komplex hat die Herausgeberin / Zuhörerin kurze, sachliche „Hintergrundinfos“ angehängt. Und sie gibt am Ende ihres umfangreichen Werkes eine vorsichtige und differenzierte „Anleitung“ zu: „Erinnerung wecken“ (S. 473 ff.) bzw. wie es im zweiten Untertitel ihres Buches heißt: „Wie wir Eltern und Großeltern richtig zuhören“.

Während der Veranstaltung in der Urania waren Erzählende auf der Bühne anwesend und lasen Passagen aus ihren Beiträgen / Erzählungen, die sich in diesem Buch befinden – und sie erzählten manchmal etwas weiter, z. B. mit Bezug auf den aktuellen Krieg in der Ukraine. Zwei jüngere Menschen lasen Texte vor, die von ihren Vorfahren stammten – die aber mittlerweile verstorben sind. Schon dadurch wurde der Dokument-Charakter der in diesem Buch versammelten Erzählungen deutlich. Und in der Tat, dieser umfangreiche Band (487 Seiten) ist ein fulminantes Dokument erzählter / erlebter / erlittener / alltäglicher Geschichte – erzählt aus der Kompetenz beteiligter und sich erinnernder Menschen – von der Herausgeberin im Original-Ton gewürdigt:

„Ich wollte kein Buch über die Kriegskinder schreiben, in dem ich ihre Geschichten mit meinen Worten nacherzähle. Vielmehr kommen die Kriegskinder selbst zu Wort. Nur so ermöglichen die Erzählungen einen direkten persönlichen und emotionalen Zugang zu gelebter, lebendiger Geschichte.“ (S. 21).

Weiterhin schreibt die Herausgeberin in ihrem Vorwort, *dass „viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen (...) heute Angst (haben), dass sich die Geschichte wiederholt (...) Ein Anliegen war allen Befragten gemeinsam: Sie wollten nie wieder Krieg, Flucht und Vertreibung.“* (S. 22)

Zu Praktik ihrer Recherche schreibt die Herausgeberin:

„In meinem Alltag hatte ich, wie viele andere, wenig Kontakt zu alten Menschen (...) Ich bat meine Großmutter um Kontakte aus ihrem Bekanntenkreis – es waren wenige. Ihre Idee, mit Aushängen in Apotheken nach Kriegskindern zu suchen, brachte für meine Recherche den Durchbruch (...) Ich spürte, dass diese Generation ein großes Bedürfnis hat zu reden. Und viele von denen, die sich bei mir meldeten, waren erstaunt, dass sich jemand für ihre Geschichten interessierte. So führte ich in den folgenden zwei Jahren rund einhundert Interviews mit Menschen, die im Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg Kinder gewesen waren. Viele Kinder kannten damals keine andere Realität als die des Krieges. Eine Zeitzeugin sagte: ‚Wie sollte der Krieg vorbeigehen, wir sind ja mittendrin aufgewachsen.‘“ (S. 19; die meisten Beiträge kommen von Menschen aus Berlin).

Der durchgängige Duktus des vitalen Erzählens, der dies Buch auszeichnet, macht den Transfer zum Lesenden, zur Lesenden zu einem Angesprochen-Werden, zu einem Nicht-Unbeteiligt-Belieben. Gerade die wahrzunehmenden lebensweltlichen Zwischentöne, die biographisches Erzählen gegenüber dem Geschriebenen eher aufzuweisen in der Lage ist, lässt dieses Buch in mehrfacher Hinsicht nahegehen und zugleich Vielfalt der Perspektiven – auch bei einem/r Lesenden selbst – entstehen. Ein aktivierendes Mit-Erleben wird ermöglicht.



**Barbara Halstenberg (Hrsg.): „Alles schaukelt, der ganze Bunker schaukelt“.
Die letzten Kriegskinder. Wie wir Eltern und Großeltern richtig zuhören.
Hamburg 2021 (2. Aufl.): Osburg Verlag, 487 S., ISBN 978-3-95510-258-6**

Ein Tag mit Geschichte

Jürgen Karwelat

Solche Dinge können einem Menschen wahrscheinlich nur in Berlin passieren! Den 27. Mai 2022 werde ich nicht so schnell vergessen.

Schon mehrfach hatte ich die Verabredung mit einer Dame, die der Berliner Geschichtswerkstatt kostenlos einen Büchernachlass anbot, verschieben müssen. So auch an diesem Tag, als mich ein Bekannter anrief, dessen Vater, genau wie meine Mutter, aus Militsch in Schlesien stammte. Er wollte sich mit mir in einem Kreuzberger Hotel verabreden, damit wir unsere letzten Besuche in Militsch besprechen und weitere Informationen austauschen können. Wir waren zueinander in Kontakt gekommen, weil mich eine polnische Freundin vor zwei Jahren darüber informiert hatte, dass ein Freund aus einem Nachbardorf bei Renovierungsarbeiten in seinem Haus, zwischen den Balken versteckt, ein deutsches Buch gefunden hatte. Es stellte sich heraus, dass es sich um ein „Einschreibebuch“ der Eisernen Front aus dem Jahr 1932 handelte, in das sich Unterstützer dieser von den Sozialdemokraten gegründeten Massenorganisation eingetragen hatten. Die Unterstützer waren mit Namen, Wohnort, Berufsbezeichnung und dem Unterstützerbeitrag verzeichnet. Das war ein außerordentlicher Fund, da Militsch, wie ganz Schlesien, eine Hochburg der Nazis war und Kommunisten und Sozialdemokraten in der absoluten Minderheit waren. Der Schriftführer war, wie ich später recherchierte, der Onkel meines neuen Bekannten, Er hatte das Buch wohl nach Machtübergabe an die Nationalsozialisten im Jahr 1933 in seinem Wohnhaus zwischen erster Etage und Dachgeschoss zwischen die Balken geschoben, damit es bei einer eventuellen Hausdurchsuchung nicht gefunden wird. Die Bewohner mussten 1945 Haus und Heimat verlassen. Nun war das Buch nach 90 Jahren nahezu unversehrt wieder ans Tageslicht gekommen. Wir sprachen darüber, dass das „Einschreibebuch“ jetzt vorübergehend in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in der Stauffenbergstraße zu sehen ist, bis die Polen ihr geplantes Dorfmuseum aufbauen und das Buch zum Ort des Geschehens zurück wandern soll. Dazu saßen wir in dem Kreuzberger Vier-Sterne-Hotel in der Schönberger Straße, das früher einmal ein repräsentatives Verwaltungsgebäude von Siemens unweit der ersten Produktionsstätte gewesen war und bewunderten die Kacheln und die hohen Räume des heutigen Mövenpick-Hotels. Familienbilder aus Schlesien wurden gezeigt, das nächste gemeinsame Treffen in Militsch vereinbart. Einigermmaßen erschöpft kamen meine Frau und ich zu einem kurzen Zwischenaufenthalt nach Hause, um am frühen Nachmittag zur schon zwei Mal verschobenen Bücherübergabe aufzubrechen.

Stolpersteine



Fotos: Jürgen Karwelat

Wir kamen aber nicht weit. Vor unserer Haustür stießen wir auf eine auf den ersten Blick nicht gleich einzuschätzende Gruppe unterschiedlicher Menschen, die ich zuerst für ein Filmteam hielt, da in unserem Haus, Joachim-Friedrich-Straße 53 in Halensee, schon oft Filmaufnahmen gemacht worden waren. Beim Nachfragen stellte sich heraus, dass gleich ein Stolperstein verlegt werden sollte. Ich war verblüfft, da ich mich in der Vergangenheit mehrfach bemüht hatte festzustellen, ob auch in unserem Wohnhaus verfolgte Juden gelebt hatten. Nun stand am Hauseingang eine größere Gruppe von Mitgliedern einer Familie Wolff, die aus ganz Deutschland zusammengekommen war, um einen Stolperstein für Sophie Susanna Wolff zu verlegen, die in den 1940er Jahren im Atelier über unserer Wohnung gelebt hatte. Sophie Wolff war Malerin und Bildhauerin. Die Familie hatte Fotos und auch eine Originalskulptur mitgebracht.

Es war ein dritter Anruf bei der Buchspenderin nötig, die sich, verständlicherweise etwas unwillig, mit einer weiteren Verschiebung unseres Termins um eine halbe Stunde einverstanden erklärte. Eine Nichte von Sophie Wolff hielt eine Rede und erwähnte auch, dass die Gruppe kurz zuvor in der Schöneberger Kurfürstenstraße 126 einen Stolperstein für Betty Feodore Wolff, einer Schwester von Sophie Wolff, eingeweiht hatten. Der Grund dafür, dass Sophie Wolff nicht in den gängigen Opferlisten aufgeführt war, war wohl, dass sie nicht deportiert und in einem Konzentrationslager ermordet worden war, sondern am 22. Februar 1944 als geistig Kranke im psychiatrischen Krankenhaus Wittenau starb. Wir hörten uns den größten Teil der vorbereiteten Reden und die Musikbeiträge an und machten uns dann, noch einmal etwas verspätet, zur Bücherübergabe auf den Weg, der nicht allzu lang war.

Bücher mit zweifelhaften Widmungen

In einer leer geräumten Wilmersdorfer Wohnung in einem 1960er Jahre-Bau stießen wir auf eine Dame, deren Nachname mich schon bei unserem ersten Telefonat stutzig gemacht hatte. Sie trug den Nachnamen Axmann. Und auf meine direkte Frage, ob sie etwas mit dem NS-Reichsjugendführer Arthur Axmann zu tun hätte, antwortete sie, sie sei die Tochter und die Bücher stammten von ihrem Vater. Da hat die Geschichte wieder zugeschlagen. In drei Kisten trug ich eine Sammlung von zu einem Teil eher zweifelhaften Büchern, die den Nationalsozialismus rechtfertigen oder zumindest relativieren, aus dem Haus. Manche Bücher tragen sogar verstörende Widmungen für Arthur Axmann, der 1949 in einem Entnazifizierungsverfahren zu drei Jahren Arbeitslager verurteilt wurde.

Das war ein Tag der deutschen Geschichte: vormittags Gespräche über schlesische Geschichte, Flucht und Vertreibung 1945, am frühen Nachmittag Erinnerung an die Nazidiktatur und die Ermordung von jüdischen Menschen, die dort gelebt haben, wo ich heute lebe, und kurz danach ein Treffen mit der Tochter eines Nationalsozialisten, der sich für einen Idealisten hielt und nie zu seiner Verantwortung am verbrecherischen System gestanden hat.

In Berlin kann man der Geschichte nicht ausweichen.

Miriam Lotem - eine Begegnung

Peter Lassau

Sie erwarte Besuch aus Israel, erzählt mir eine Freundin, und zwar Miriam Lotem, eine 91jährige Dame. Die Freundin berichtet weiter, dass ihre Mutter Anfang der 1930er Jahre die Kinderpflegerin dieser Frau gewesen sei. Seit sie Nazideutschland verlassen habe, lebe Miriam Lotem in einem kleinen Dorf in der Nähe Tel Avivs. Ende Oktober komme sie mit ihren drei Söhnen nach Berlin und wolle sich mit der Freundin treffen.

Ich erfahre, dass Miriam Lotem 1931 mitten in Berlin als Tochter einer erfolgreichen jüdischen Familie geboren wurde, den Grünfelds, Inhaber der „Landeshuter Leinen- und Gebildweberei F. V. Grünfeld“, die in der Leipziger Straße 20 und 21 und im Erweiterungsbau Nr. 22 sowie in einer Filiale am Kurfürstendamm das weltweit größte Spezialgeschäft für Leinen und Wäsche betrieb. 1934, mit gerade mal 3 Jahren also, wurde dieses Kind aus dem Milieu des wohlhabenden liberal aufgeklärten jüdischen Bürgertums gerissen, als die Familie sich entschied, wegen des Naziterrors nach Palästina auszuwandern. Mein Interesse war geweckt: Was hat diese Frau zu erzählen, wie wird sie über Deutschland, Berlin, ihre Geschichte, die historischen Entwicklungen denken?

Kein Problem für sie, dass auch noch ein Mitglied der Berliner Geschichtswerkstatt sich mit ihr treffen wollte. „Sie gehört zur Familie der Grünfelds? - Wirklich?“, war Sonjas Kommentar, als ich ihr von meinem Vorhaben erzählte. „Diese Familie ist mir bekannt. Ich habe vor gut 10 Jahren Ruth Grünfeld interviewt, eine humorvolle anregende Frau, die leider 2013 gestorben ist. Sie müssen zur selben Familie gehören.“ (s. Sonja Miltenberger, Jüdisches Leben am Kurfürstendamm)

Klar, dass Sonja ebenfalls an dem Treffen teilnehmen musste.

So trafen wir schließlich auf eine muntere, hellwache ältere Frau, die über eine erstaunliche Kondition verfügte, schließlich hatte sie an diesem Tag schon Museumsbesuche hinter sich und lobte Präsentation und Substanz der Neuen Nationalgalerie und des Pergamon-Museums.



Miriam Lotem während ihres berlin-Besuchs, Oktober 2022

Dass der Mäzen und Sponsor dieses Museums, James Simon, jüdischen Glaubens gewesen sei, hatte für sie sichtlich keine Bedeutung.

Eine einfache, aber einprägsame Antwort gab es auf die Frage, wie sie die ersten Jahre in Palästina und die Flucht aus Deutschland in Erinnerung habe. „Der Vater hat gesagt, das ist jetzt unsere Heimat, und dann war das so und es gab keinen Blick zurück.“ Die Strategie war: nach vorne schauen, nicht lamentieren, die (Über)Lebensmöglichkeiten erfassen und entschlossen wahrnehmen. So ertrotzte sich eine Gruppe deutsch-jüdischer Akademiker, Kaufleute, Professoren, Ärzte, Lehrer in einer kargen, eher feindlichen Umgebung ihre Existenzgrundlage. Ihr Dorf erhielt den Spitznamen „Eierdorf“. Die Gruppe setzte also auf Geflügelwirtschaft, und es war selbstverständlich, dass zum Erfolg dieser Unternehmung alle beitragen mussten, auch die Kinder. So humorig Miriam (Wir gingen im Laufe der Begegnung zum „Du“ über, wie sich das für die Berliner Geschichtswerkstatt gehört.) das auch erzählte und wie komisch die Vorstellung von Professoren bei der Betreuung von Hähnen und Hennen sein mag, man bekommt eine Ahnung davon, welche Lebenskraft, welchen Einfallsreichtum, welche Zähigkeit und welche Opfer diese Menschen aufbringen mussten, um in ihr neues Leben zu starten. Der überwiegende Teil ihrer Nachkommen arbeitet heute in akademischen Berufen, aber eine große Geflügelfarm erinnert noch an die Gründungszeit dieses Dorfes.



Miriam Lotem mit ihren Schwiegertöchtern an ihrem 90. Geburtstag 2021

Für uns überraschend ist, wie unspektakulär Miriam sich mit der deutsch-jüdischen Geschichte, mit der Geschichte ihrer Familie auseinandersetzt: Mit Deutschland hatte sie abgeschlossen. Dieses Kapitel der Familiengeschichte ist für sie nicht der Rede wert, sollte getilgt werden – endgültig. Musste Platz machen für die neue Heimat.

Jahrzehnte hatte es gedauert, bis Miriam bereit war, Deutschland zu besuchen. Deutsche Freunde aus Neuwied, die sie in Israel kennen gelernt hatte, bewogen sie dazu, doch noch einmal nach Deutschland zu reisen. Außerdem hatte es vor einigen Jahren eine Einladung offizieller Stellen in

Berlin an ehemalige jüdische Mitbürger*innen mit einem etwa einwöchigen Programm gegeben. Dieser Einladung war sie gefolgt, in Begleitung ihres Ehemannes, und sie war mit dieser Veranstaltung sehr zufrieden.

Ihre Söhne waren es, die sie zu einem weiteren Besuch ermunterten , jetzt im Jahr 2022, und die sie begleiteten mit dem für unsere Ohren erfrischenden Hinweis, man reise nicht nach Deutschland, sondern nach Berlin.

Sieben Jahre älter als Miriam Lotem war ihre Cousine Ruth Grünfeld, die Sonja im Jahr 2010 kennengelernt und interviewt hatte. In Gestalt und Aussehen ähnelten sich beide Frauen und auch in ihrem Humor, so Sonja. Völlig unterschiedlich sind jedoch die Erinnerungen. Ruth erzählte z.B. unbefangen, dass sie manchmal neidisch war auf die rauschhafte Begeisterung der BDM-Mädchen mit ihren Liedern und Ritualen.



Miriam Lotem mit ihren drei Söhnen an ihrem 90. Geburtstag, 2021

Man sieht:

Ein Altersunterschied von sieben Jahren bedeutet für das Erinnerungsvermögen oft mehr als man ahnt. Oral History bedarf einer sehr gründlichen Quellenkritik.

Erfreulich an dieser Geschichte finde ich, dass Miriam Lotem nach Jahrzehnten noch die Tochter ihrer einstigen Kinderpflegerin kennen lernen konnte, und noch erfreulicher, dass die beiden sich offensichtlich sympathisch sind und sich ins Herz geschlossen haben. Und verrückt ist, wie sich manchmal die Wege der Menschen kreuzen.

Eine Anregung gab uns diese Frau am Ende unserer Begegnung: „Es wäre doch ein lohnenswertes Projekt für die Berliner Geschichtswerkstatt, die Beziehungen zwischen Berlin und Israel einmal zu untersuchen“. Recht hat sie, und ich gebe diesen Wunsch hiermit weiter.

Das Arcotel John F. , in dem Miriam Lotem unterkam, steht übrigens genau auf dem Gelände des Modehauses Gerson. Im Zuge der Arisierung hatten die Nazis dort das Reichskriminalpolizeiamt eingerichtet, das im Krieg komplett zerstört worden war. Wohl kein Zufall, dass sie dieses Hotel wählte.

Kurzbericht zu meiner Masterarbeit „Ostdeutsche Geschichtswerkstätten ab 1990 am Beispiel Rostock und Jena“

Martha Betat

Liebe Leserinnen und Leser,

ich fasse an dieser Stelle die Ergebnisse meiner Masterarbeit zusammen, die ich im August 2022 an der Universität Potsdam eingereicht habe. Meine Prüfer haben begründete Mängel geäußert, dennoch sind die Ergebnisse für den einen oder die andere hier vielleicht lesenswert. Und am Ende interessiert die Note sowieso niemanden mehr, sagte man mir...

In meiner Überlegung, wie sich die Entstehung ostdeutscher Geschichtswerkstätten nach 1990 gut darstellen ließen, fiel die Wahl aus dem Grund auf die zwei Beispiel-Werkstätten Rostock und Jena, weil jene seit ihrer Gründung in den 90er Jahren eine rege Vereinstätigkeit und die regelmäßige Herausgabe ihrer Zeitschriften zu verbuchen haben. Im Vorfeld meiner Arbeit habe ich mit beiden je ein Interview geführt: das eine vor Ort in der Rostocker Geschichtswerkstatt mit einer Mitgründerin, Angrit Lorenzen-Schmidt und das andere per Videotelefonat mit einem Mitarbeiter der Jenaer Geschichtswerkstatt, Michael Börner.



Die Rostocker gründeten sich 1995 wegen einer Schieflage am historischen Institut der Rostocker Universität; dort wie in den meisten geisteswissenschaftlichen Bereichen wurden viele gut ausgebildete und beliebte Mitarbeiter (Professoren, Dozenten) nach der Wiedervereinigung im Zuge der Bildungsreform ihrer Positionen enthoben. An ihre Stelle traten westdeutsche Geschichtswissenschaftler, durch die die Qualität der Lehre abnahm. Angrit Lorenzen-Schmidt beschrieb die neuen Professoren als Leute aus der „zweiten, dritten Reihe“, die es in westdeutschen Universitäten nicht geschafft hatten. Als Doktoranden beschlossen sie und einige Kommilitonen deshalb, einen anderen beruflichen Weg abseits der Universität zu gehen und gründeten die Geschichtswerkstatt.

Zu der Gründergruppe gesellten sich nach und nach, und eher zufällig, weitere Interessierte, die teilweise zu Mitgliedern wurden. Seit 1997 erscheint vierteljährlich die Zeitschrift „Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern“. Autoren aus der Region reichen Beiträge ein, die je nach Qualität und Relevanz in den Heften erscheinen. Der Schritt, den sie und ihre Mitstreiter 1995 wagten trug Früchte, sodass ihnen 2005 die Verwaltung eines Rostocker Wahrzeichens, des Kröpeliner Tors, übergeben wurde. Heute arbeiten dort viele Ehrenamtliche, Praktikanten und bezahlte Mitarbeiter im Kröpeliner Tor. Mir stellte sich die Frage, wie sie überhaupt auf das Konzept Geschichtswerkstatt kamen. Die Antwort: persönliche Kontakte. Lorenzen-Schmidt besuchte nach der Wende einige Geschichtswerkstätten in der Region und sah sich deren Wirken genauer an; zum Beispiel hatte Hamburg zwischenzeitlich 12 Geschichtswerkstätten.

Die Frage der Finanzierung gestaltete sich in ostdeutschen Geschichtswerkstätten weniger konfliktgeladen als in der westdeutschen Szene, in der in den 1980er Jahren eine regelrechte „Geschichtswerkstättenschlacht“ (Michael Wildt) darüber ausbrach. Die Geschichtswerkstatt Rostock und ihre hauptamtliche Arbeitsstelle werden finanziell bis heute von der Stadt Rostock getragen, aber auch die gutbekannten ABM-Stellen oder Jobmaßnahmen der Arbeitsagentur erfüllten über die Jahre den Bedarf. Anders als ihre westdeutschen Vorreiter hatten ostdeutsche Initiativen weniger Vorbehalte gegen die Bundesrepublik bzw. gegen die westdeutsche Regierung. Die „Staatsknete“ war, so könnte man es vielleicht ausdrücken, eine Chance auf eine Existenz zu einer Zeit, in der viele Ostdeutsche die Wirren der Wiedervereinigungsjahre bedrohlicher erlebten, als junge Westdeutsche. Ich selbst bin 1991 in Berlin-Kreuzberg geboren und habe die 90er Jahre als Kind erlebt, daher kann ich nicht wirklich als Zeitzeugin sprechen. Durch Erzählungen und mein Studium der Zeitgeschichte weiß ich, dass viele vor allem junge Ostdeutsche die schwierige Entscheidung treffen mussten, ob sie „bleiben“ oder in den Westen gehen sollten. Beide Wege bargen sicherlich Vor- und Nachteile, Risiken und Nebenwirkungen, Ängste und Hoffnungen. Die eigene politische Haltung spielte dabei keine unwesentliche Rolle. Deshalb habe ich mich in einem Kapitel mit den „Backgrounds“ der Geschichtswerkstattgründer beschäftigt: wie standen sie zum Regime der DDR? Gingen sie zu den Montagsdemonstrationen? Wollten sie nach 1989 „endlich“ ohne SED-vorgegebene sozialistische Färbung arbeiten? Wollten sie West-Historikern etwas entgegensetzen, die möglicherweise „ihre“ DDR-Geschichte mit Fremdzuschreibungen in Bücher pressen könnten?

Diese Fragen fanden in meiner Recherche keine pauschale Antwort. Es stellte sich heraus: die Rostocker sind mit den Jenaer „Werkstättlern“ überhaupt nicht zu vergleichen.

Die Rostocker waren keine Dissidenten; Lorenzen-Schmidt beschrieb ihre Haltung zur DDR als „neutral“. Erstens war sie in den (Vor-)Wendejahren noch sehr jung, zweitens hatten sie und ihre Eltern keine Reglementierungen erlebt. Zusammenfassend könnte man sagen: ihre Familie hatte, wie wohl sehr viele andere, gelernt, mit dem System zu arbeiten, ohne zu tief hineinzugeraten. Angrit Lorenzen-Schmidt ging es, so sagte sie mir im Interview, wirklich nur um eine berufliche Chance und nicht um Aufarbeitung der DDR-Geschichte. Zwar findet sich in der Vereinsgeschichte auch viel Aktivismus, der aber die Erinnerung und Aufarbeitung des Nationalsozialismus behandelt, als dass er eine Abrechnung mit dem DDR-Regime wäre.



Völlig gegensätzlich verhielt es sich in Jena – und hier wird es wirklich spannend. Tatsächlich auf einer Abrechnung mit dem DDR-Regime fußt nämlich die Gründung der Jenaer Geschichtswerkstatt im selben Gründungsjahr 1995. Die Stadt Jena galt als „heimliches“ Zentrum DDR-oppositioneller Gruppen. Auch deshalb tagte die erste Enquete-Kommission zur „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ 1994 zwei Tage im März dort, um „Motivationen, Möglichkeiten und Grenzen widerständigen und oppositionellen Verhaltens“ zu untersuchen.

Geladen waren bekannte Oppositionelle, darunter Bärbel Bohley oder Katja Havemann, die in Zeitzeugenberichten über ihre Erlebnisse und Erfahrungen Zeugnis ablegten.

Übrigens auf Geheiß einiger Redner (Roland Jahn, Thomas Auerbach, Jürgen Fuchs) sollten sich nicht staatliche Stellen der Aufarbeitung widmen, das wurde ein Anreiz für die Gründer der Jenaer Geschichtswerkstatt.

Dem staatlichen Engagement der Aufarbeitung unter Helmut Kohl bemängelten einige Jenaern Konsequenz und Gründlichkeit. In einem Interview mit dem Gründungsmitglied Martin Stognienko sagte der über das Gründungsjahr der Geschichtswerkstatt:

„1995 hatte sich zwar schon einiges geändert im Vergleich zu 1989/90. Aber wer wollte, um nur ein Beispiel zu nennen, den Tod von Matthias Domaschk wirklich aufklären?“ Domaschk war ein junger Bürgerrechtler, der 1981 in Stasi-Haft sehr wahrscheinlich nicht an einem Suizid in seiner Zelle starb. Sein Tod wurde nie richtig aufgeklärt. Die Aufarbeitung von Verbrechen des DDR-Regimes und der „Geschichte die noch qualmt“ (Jenny Wüstenberg) war laut Gründungsmitglied Michael Stognienko das Hauptinteresse der Geschichtswerkstatt, die seit 1996 die Zeitschrift „Gerbergasse 18“ halbjährlich herausgibt. Über die genauen Gründungsumstände ließ sich leider wenig herausfinden, da ich nicht an Zeitzeugen gelangte. Die Gründung der Geschichtswerkstatt begleitete aber ein übergreifendes Interesse, eben diese „Geschichte, die noch qualmt“ aufzuarbeiten; viele Jenaer wandten sich an die Initiative, weil sie schlicht und einfach *reden* wollten. Einige suchten Unterstützung in der Beantragung der Einsicht ihrer Stasi-Akte. Es traten Erfahrungen, Erlebnisse, Schuldfragen, Schicksale und Neugierde zutage, deren Verarbeitung von Diskussion, Streit aber auch Solidarität geprägt war. Im Jahr 2010 kam es zum großen Bruch im Verein, weil einige Mitglieder der ersten Stunde die Geschichte für „auserzählt“ befanden, und die nachrückende Vereinsgeneration nicht als valide Zeitzeugen erachteten. Die Vereinskrise mündete im Weitermachen der Jüngeren und dem Abschied der Älteren (daher der Mangel an Zeitzeugen für meine Recherche). Dem Verein hat die Spaltung von außen betrachtet keinen Abbruch getan. Die Zeitschrift „Gerbergasse 18“ erschien fortan mit überarbeitetem Layout, mit interessanten Beiträgen von Autoren, die sehr wohl noch etwas zu erzählen hatten und bis heute noch haben. Vielleicht kann man sagen, die Geschichte qualmt zwar nicht mehr so stark wie 1995, aber es schwelen weiterhin genügend Themen, nach denen es sich zu graben lohnt.

Beide Geschichtswerkstätten arbeiten überwiegend an und mit ihren Zeitschriften, allein deshalb sind sie eher nicht mit anderen Geschichtswerkstätten wie z. B. der BGW zu vergleichen; aufgrund ihrer so verschiedenen Gründungsgeschichten auch nicht miteinander zu vergleichen.

Der Blick in die „Gerbergasse 18“ oder in die „Zeitgeschichte regional“ sind in jedem Falle lohnenswert und interessant. Die Exemplare, die ich zu Recherchezwecken gekauft habe, liegen in der Bibliothek der BGW aus. Macht euch gerne selbst ein Bild.

Mit Gruß und Dank an Anarit Lorenzen-Schmidt und Michael Börner.

„Schwester, was bleibt uns denn?“ Ein Theaterstück in Lichtenrade*Andreas Bräutigam*

Die Geschichtswerkstatt Lichtenrade hat vor mittlerweile fast 40 Jahren begonnen, die Geschichte des Stadtteils im Nationalsozialismus zu erforschen und darüber zu berichten. So auch über Erich Hermann, der als junger Kommunist in der Silvesternacht 1932/33 durch einen SA-Mann erstochen wurde (Erich-Hermann-Platz). Wir stehen kurz vor dem 90sten Jahrestag dieses Ereignisses

2022 wurde diese Geschichte von der selbstorganisierten Theatergruppe „Tütü Sabotage“ aufgegriffen und auf Basis der von der Geschichtswerkstatt Lichtenrade recherchierten Archivmaterialien zu einem Theaterstück verarbeitet, das Ende Juni Premiere hatte und Ende Oktober erneut im Sozialen Zentrum in der Wünsdorfer Str. 56 in Lichtenrade aufgeführt wurde. Alle sieben Vorstellungen waren kostenfrei und jeweils bis auf den letzten Platz ausgebucht. Die bewegende Inszenierung wurde vom Publikum mit großer Anteilnahme und Respekt für die Umsetzung des historischen Stoffes und die schauspielerische Leistung aufgenommen. Im Anschluss an die jeweiligen Vorstellungen sind wir (das Ensemble, das Publikum sowie Ruth und Andreas von der Geschichtswerkstatt Lichtenrade) zum Erich-Hermann-Platz – dem historischen Ort des Geschehens – gelaufen. Dort wurden ergänzende Informationen zum damaligen Geschehen und zum Werdegang der Platzbenennung nach Erich Hermann im Jahr 2003 gegeben und dem Opfer in einer kurzen, stimmungsvollen Inszenierung gedacht.

Für uns als Geschichtswerkstatt Lichtenrade hat sich gezeigt, dass Theater eine wertvolle Methode ist, um Geschichte(n) zu vermitteln und dabei die emotionale Ebene bei Menschen anzusprechen.

Wie intensiv sich die Theatergruppe mit dem historischen Stoff und Fragen der Inszenierung auseinandergesetzt hat, zeigt das im Anhang dokumentierte Interview.

Die Gruppe hat den Plan, sich in Lichtenrade anzusiedeln und ein neues soziales Zentrum in der Wünsdorfer Straße 56, 12307 Berlin mit vielen sozialen, kulturellen und lebenspraktischen Angeboten zu schaffen. Mehr Informationen zum Verein Kommunal e.V. kann man über dessen E-Mail-Adresse kommunal_ev@posteo.de erhalten. Finanziell unterstützen durch Spenden kann man über die Bankverbindung: Kontoinhaber: kommunal e.V., IBAN: DE14 1005 0000 0191 0682 68, BIC: BELA DEB XXX, Verwendungszweck: (monatliche) Spende.

Theater, Geschichte und Stadtteilarbeit in Berlin-Lichtenrade¹



Quelle: ANF BERLIN, Montag, 8 Aug. 2022, 07:09

Mit „Schwester, was bleibt uns denn?“ inszenierte die selbstorganisierte Theatergruppe „Tütü Sabotage“ ein Stück über die kommunistische Geschichte des Stadtteils Lichtenrade im aufkommenden Faschismus.

Gemeinsam mit der Projektgruppe für ein Soziales Zentrum in Lichtenrade will das Stück die Geschichte des Widerstands in Erinnerung halten, neue Formen des Ausdrucks finden und eine Möglichkeit schaffen, in der Nachbarschaft politisch zu arbeiten. Die *Initiative Geschichte & Widerstand* führte nach der Aufführung ein Interview mit einem der Schauspieler über die Handlung des Stücks, die Bedeutung von Theater und die Rolle des Stücks in der Nachbarschaftsarbeit.

Könntest du für uns kurz eine Einführung in den Kontext des Stückes und die Handlung geben?

¹ Quelle: <https://anfdeutsch.com/hintergrund/theater-geschichte-und-stadtteilarbeit-in-berlin-lichtenrade-33441>

Das Stück „Schwester, was bleibt uns denn?“ spielt in der Silvesternacht von 1932 auf 33 im Berliner Stadtteil Lichtenrade. Genau einen Monat vor der Wahl Hitlers. Die gesellschaftliche Stimmung ist geprägt von der Wirtschaftskrise, schwerer Armut und politischer Polarisierung zwischen den Lagern der Sozialdemokratie, den Nationalsozialist*innen und den Kommunist*innen. Immer öfter kommt es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen und Saalschlachten zwischen den Sozialist*innen und Faschist*innen. In diesem gesellschaftlichen Gefüge erzählt das Stück von einer kommunistischen Familie, konkret einer Mutter, Pauline, und ihren zwei Kindern Frieda und Erich. Im Mittelpunkt steht dabei die 17-jährige Frieda. Sie ist zwar durch ihre Familie kommunistisch geprägt, doch sie beginnt an dieser Idee zu zweifeln. Dieser Zweifel entsteht durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, die große Armut usw., ihre persönlichen Wünsche, aber auch durch ihre Freundschaft zu Dora, die im nationalsozialistischen Milieu organisiert ist. Ihre persönliche Selbstfindung ist verknüpft mit der Suche nach politischen Antworten auf die Probleme der Zeit. Sie ist enttäuscht von den sozialistischen Versprechungen und großen Reden ihrer Familie und wirft dieser vor: „Ihr seid Träumer, im Hier und Jetzt muss sich was ändern.“ Und dann dreht sich das Stück darum, was die



Maskenball in der Silvesternacht, © IGW

Suche Friedas mit ihrem Bruder Erich macht, der sehr überzeugter Kommunist ist – ehemals organisiert im Roten Frontkämpferbund, der noch zu Zeiten der Weimarer Republik verboten wurde, und darüber hinaus aktiv in den Strukturen der KPD ist. Die Entscheidung von Frieda für das politische Lager der Nazis führt bei Erich und Pauline zu heftigen Enttäuschungen.

Und in der Silvesternacht, in der Szene einer sozialistischen Lichtenrader Kneipe mit Maskenball und Musik, stellt sich Frieda auf die Seite von Dora und damit auf die Seite der Nationalsozialist*innen. Nach der Feier und der Auseinandersetzung mit seiner Schwester macht sich Erich mit seinem Freund Busse auf den Nachhauseweg. Nachdem sich Erich von Busse vor dessen Haustür verabschiedet hat, trifft er auf den SA-Mann Fritz Osthoff.

Erich ist aufgebracht, da in der Nacht bereits einer seiner Genossen von den Nazis verprügelt wurde. So kommt es zum Streit und in diesem wird Erich von Fritz mit einem Messer ermordet. Mit diesem Mord entdeckt Frieda das wahre Gesicht der faschistischen Ideologie und findet von ihrem Irrweg zurück zu den Kommunist*innen. Die Trauerfeier von Erich mündet in eine große Demonstration und symbolisiert noch einmal das Zusammenstehen der gespaltenen Kommunist*innen und Sozialdemokrat*innen angesichts der Verbrechen der Nazis.

*Bevor wir zur zentralen Figur von Frieda kommen, eine Frage zu dem Konflikt zwischen den Kommunist*innen und dem sozialdemokratischen Lager und dem Umgang mit dem aufkommenden Faschismus. Wie werden diese im Stück bearbeitet?*

Im Umgang mit dem aufkommenden Faschismus spiegeln sich im Stück zwei Linien wider. Die Frage wird auch verbunden mit der Diskussion um die Mittel des Kampfes, der Frage von spontaner Militanz vs. strategischem Vorgehen. Dazu werden unterschiedliche Positionen aufgemacht. Der langjährige KPDler Busse vertritt dabei eher die Strategie, die Arbeiterklasse vom Kommunismus zu überzeugen, und setzt auf Arbeitskämpfe als altbewährtes Mittel. Erich sieht das anders und betont die Wichtigkeit, den Nazis auf der Straße, zur Not mit Gewalt, Einhalt zu bieten. Gleichzeitig bestehen diese großen Widersprüche zwischen KPD und SPD. Die Sozialfaschismus-These des Stalinismus sah das so, dass die SPD der größte Feind sei.

Was wolltet ihr mit diesen Widersprüchen und Spannungsfeldern transportieren?

Es geht in keiner dieser Fragen darum, eine eindeutige Antwort zu finden, sondern die Widersprüchlichkeit aufzuzeigen und für die unterschiedlichen Positionen Empathie zu erzeugen. Also nicht zu sagen, dies oder jenes wurde falsch gemacht und so oder so müssten wir es heute machen. Klar können wir sagen, die SPD als Hauptfeind zu sehen, war ein Fehler der KPD. Gleichzeitig ist diese Sicht total nachvollziehbar, wenn wir uns an den Verrat der SPD an den revolutionären Aufbrüchen der Jahre zuvor erinnern. Im Verhältnis zwischen der SPD und KPD ging es uns darum, diese Zweischneidigkeit aufzuzeigen. Es geht um die Frage, wer ist Freund und wer ist Feind? Und dass das nicht immer so einfach zu beantworten ist und immer wieder neu geschaut werden muss, wer eigentlich die richtigen Verbündeten sind.

Und auch in dem Spannungsfeld zwischen der ganz realen, materiellen Situation der Menschen in Lichtenrade zu dieser Zeit und den großen strategischen Fragen, die sich auf einer Makroebene stellen, geht es nicht darum, sich für eine dieser Seiten zu entscheiden. Sondern es geht darum, die Spannungen, die sich daraus entwickeln können, zu transportieren.

In der Figur von Frieda geht es im Grunde darum, sich zu entscheiden, einen klaren Standpunkt einzunehmen. Aber die Frage von Standpunkt und Entscheidung scheint für euch und das Stück noch größer zu sein?

In der Figur Friedas und ihrem Konflikt war es unser Anliegen, die Verschränkung von persönlichen und sozialen Phänomene wie Freundschaften und persönlichen Sehnsüchten mit Fragen der politischen Verortung aufzuzeigen. Dabei wollen wir nicht sagen, alle Handlungen lassen sich ausschließlich aus der persönlichen Situation eines Menschen erklären – die ja wiederum politisch bedingt ist. Genauso wenig wollen wir jedoch vermitteln, biographische Prägungen seien irrelevant für die Entwicklung einer politischen Identität. Was wir sagen möchten ist, dass diese Ebenen miteinander verwoben sind. Dass persönliche Erfahrungen zwar immer einen Einfluss auf die Aneignung einer politischen Ideologie haben, dass jeder Mensch aber gleichzeitig eine bewusste Entscheidung für oder gegen politische Positionen trifft und dementsprechend eine Verantwortung hat, das Richtige zu tun.

Die Frage von Entscheidung und Standpunkt ist sehr zentral. Sowohl für uns selbst, die das Stück geschrieben und gespielt haben, als auch für die Figuren, die wir spielen, und damit wollen wir diese Frage auch für das Publikum aufwerfen. Alleine ein Stück über die kommunistische Bewegung zu spielen, eine parteiische Erzählung über sie zu inszenieren, ist eine klare Entscheidung für einen politischen Standpunkt. Es war uns zum einen ein Anliegen dem Antikommunismus entgegenzuwirken, der dem kapitalistischen Status quo als Legitimationsbasis dient, indem er die kommunistischen Bewegungen der Vergangenheit verzerrt und entwertet. Gleichzeitig wollten wir dabei nicht in eine platte Nostalgie verfallen, die den Bolschewismus oder andere realsozialistische Projekte verherrlicht. Wir wollten vor allem Widersprüche aufzeigen. Den Menschen, die in diesen Widersprüchen gelebt haben, ein Gesicht geben und im Aufzeigen dieser Widersprüchlichkeit dem Publikum eine Möglichkeit geben, daran anzuknüpfen, sich mit den Charakteren zu identifizieren. Wir wollten zeigen, dass die Kommunist*innen in der Regel ehrliche Menschen waren, die ihr Herz am rechten Fleck hatten, die für die Werte der Menschlichkeit gekämpft haben. Sie haben jedoch auch Fehler gemacht und diese Fehler haben sich auch auf größerer politischer Ebene widergespiegelt, wie beispielsweise im Stalinismus.

Ein weiterer Grund, das Thema von Parteilichkeit und Entscheidung in den Fokus zu rücken, war es, der neoliberalen Erzählung von „Es gibt keine Wahrheiten mehr“, der vermeintlichen Gleichberechtigung aller möglichen Sichtweisen und Meinungen bzw. der vermeintlichen „Neutralität“ der staatlichen und kapitalistischen Institutionen etwas entgegenzuhalten. Der Angst, sich in politischen Fragen zu verhalten, mit einer klaren Position und Haltung zu begegnen. Denn das System, in dem wir leben, bringt nach wie vor existentielle Probleme hervor, die Lösungen verlangen. Die Widersprüche sind heute mindestens genauso groß und verheerend wie damals, sie sind im globalen Norden nur besser verschleiert. Der Neoliberalismus will uns weismachen, dass es keine Alternative zu ihm gäbe, und genau dieser Irrglaube kreiert eine sehr wirkmächtige Ohnmacht bei den Menschen, die es dem System ermöglicht, trotz seiner offensichtlichen Lebensfeindlichkeit weiter zu bestehen. Es gibt jedoch immer eine Alternative bzw. sie ließe sich erschaffen, wenn wir mit diesem Irrglauben brechen. Dafür müssen wir uns aber entscheiden und eine Haltung einnehmen. Aus den Fehlern der Vergangenheit lernen und einen neuen Sozialismus entwickeln.

Und da sind wir dann auch wieder bei der Figur von Frieda im Stück bzw. beim zentralen Motiv der Entscheidung. Viele Menschen aus der Mittelschicht machen heute einfach irgendwie mit und sehen ihre Rolle in der Notwendigkeit, einen Kampf zu führen, eine Alternative zu finden, nicht. Sie machen sich ein bequemes Leben in den vom System vorgesehenen Bahnen und verdrängen ihre Zweifel am bestehenden System. Sie treffen keine bewusste Entscheidung zu kämpfen und entscheiden sich dadurch quasi für die Aufrechterhaltung des Status quo. Andere arrangieren sich entweder mit ihrem unbequemen Leben oder schließen sich menschen- und lebensfeindlichen Ideologien an, die ihnen einfache Lösungen für ihre Probleme versprechen und greifbare Feindbilder zeichnen – genau wie damals die Nationalsozialist*innen.



Streit zwischen Erich und Dora. Frida entscheidet sich, © IGW

Das ganze Stück basiert ja auf einer wahren Begebenheit. Wie seid ihr auf das Stück gekommen? Wie hat eure Auseinandersetzung damit begonnen?

Ja, das Stück basiert auf wahren Begebenheiten. Es ist vor allem entstanden mit dem Ort Lichtenrade, wo es jetzt auch gespielt wurde und wo auch die Geschichte gespielt hat. Ohne Verwurzelung hier sind wir als Projektgruppe für ein Soziales Zentrum in Lichtenrade in den Stadtteil gekommen. Daher wollten wir den Stadtteil kennen lernen und das auch aus einer geschichtlichen Perspektive tun. Wir wollten wissen, was in der Geschichte an diesem Ort los war, welche widerständige Geschichte an ihm verborgen lag und wie der Ort zu dem geworden ist, was er heute ist. Mit diesen Fragen haben wir zu Lichtenrade recherchiert und sind dabei auf die Ortsgruppe der Berliner Geschichtswerkstatt in Lichtenrade gestoßen. Diese macht bereits seit den 80er Jahren eine großartige politische Erinnerungsarbeit. Sie haben seitdem ein Buch über Lichtenrade im Nationalsozialismus herausgegeben, viele Stolpersteine verlegt und sich dafür eingesetzt, dass der Platz, an welchem Erich Hermann ermordet wurde, nach ihm benannt wird. Die Geschichtswerkstatt hat zudem offengelegt, dass es eine Außenstelle des Konzentrationslagers Sachsenhausen in Lichtenrade gab. Zu ihr haben wir also Kontakt aufgebaut und erfuhren so über die Geschichte Erich Hermanns. Da wir als Projektgruppe für das Soziale Zentrum personelle Überschneidungen mit der Theatergruppe „Tütü Sabotage“ haben, kam die Idee auf, aus dem Material rund um den Mord an Erich Hermann ein Theaterstück zu machen. Wir wollten damit verschiedene Aspekte verbinden: die Annäherung an den Stadtteil im Hier und Jetzt durch die Kontakte etwa zur Geschichtswerkstatt, aber eben auch das Kennenlernen durch die Geschichte. Und mit dem Theaterstück wollten wir eine Möglichkeit schaffen, im Stadtteil Veranstaltungen dazu zu machen, darüber Menschen kennen zu lernen und unsere Ideen eines Sozialen Zentrums in Lichtenrade zu teilen ... Und so ist das Theaterstück entstanden.

Auch in der Aufführung verbindet sich das Heute und die Geschichte, bzw. Theater und Wirklichkeit. Am Ende tretet ihr als Spielende langsam aus euren Rollen und aus der Vergangenheit und alles geht weiter im Hier und Jetzt. Was war euer Gedanke, diese Ebenen verschwimmen zu lassen? Was sollte dies mit den Menschen machen?

Im Publikum das Gefühl zu erzeugen, dass es wichtig ist, eine Entscheidung zu treffen, steckt auch in dem künstlerischen Kniff, die Ebenen verschwimmen zu lassen. Eigentlich ist das klassische Brecht-Schule: Dass wir in einer Kneipe anstatt in einem Theater spielen und das Publikum adressieren, als ob es in einer Kneipe säße. Dass wir das Publikum später in Bewegung bringen und es mit uns den Raum verlässt.

Dass wir im Epilog, im Nachspiel, einen Spaziergang an den Ort machen, an dem Erich Hermann wirklich ermordet wurde.

All das verfolgt unser Anliegen deutlich zu machen, dass es auch im Jetzt wichtig ist, immer wieder Entscheidungen zu treffen.

Dafür ist es wichtig, diese Trennungen, wie sie im klassischen Theater aufrechterhalten werden – zwischen Geschichte und Wirklichkeit, Spielenden und Zuschauenden, Erzählenden und Zuhörenden, Subjekt und Objekt – zu überwinden. Zu überwinden, dass das was gezeigt wird, auf eine Art objektiviert wird, indem es in sich abgeschlossen bleibt, vom Publikum von außen betrachtet wird. All dem entgegen Bertolt Brecht, dass man diese Trennung aufbrechen muss. Dass die unsichtbare „Vierte Wand“, die zwischen Publikum und Ensemble steht, eingerissen werden muss, damit das Publikum stärker adressiert und sich eingebunden fühlt. Damit das Gefühl aufkommt, eigentlich mitmischen zu wollen, am liebsten mit auf die Bühne zu springen und, in unserem Fall, dem Nazi Fritz Osthoff eine runterzuhauen. Wir wollten das Gefühl erzeugen, dass die Geschichte mit uns allen etwas macht, vermitteln, dass sie etwas mit uns zu tun hat und nichts von uns Abgesondertes ist. Klar, es ist es ein historisches Stück, aber es ist gleichzeitig brandaktuell. Um dieses Gefühl in den Körpern zu erzeugen, war die Idee, die Ebenen verschwimmen zu lassen.

Gemeinsames Gedenken
am Ort der Ermordung
von Erich Hermann,
© IGW



Und dass wir in der letzten Szene, am Grab von Erich Hermann, langsam aus unseren Rollen steigend ihm trotzdem weiter gedenken, drückt aus, dass auch wir als Ensemble nicht abgetrennt sind von dem, was wir zeigen. Dass auch wir eine eigene Position zu all dem haben. Dass wir als Personen, nicht nur im Stück Partei ergreifen und uns mit der kommunistischen Bewegung auf eine differenzierte Art identifizieren oder uns zumindest in einer Kontinuität mit ihr begreifen.

Es wäre auch unsinnig, diese Gefühle und Haltung im Publikum erzeugen zu wollen, sich selbst aber davon abzusondern. Mit all dem wollten wir dieser vermeintlichen Neutralität, die oft im vorherrschenden Theater propagiert wird, eine bewusste und klare Subjektivität entgegenhalten.

Wie war es, diese Persönlichkeiten mit all ihren Widersprüchen zu spielen? Was war euch wichtig dabei?

Es war nicht leicht, sie zu spielen und ich hatte großen Respekt davor. Bei mir war eine Angst da, die Kommunisten nicht respektvoll genug, zu dilettantisch, zu festgefahren zu zeichnen, sie vielleicht sogar zu karikieren. Und gleichzeitig wollte ich sie aus Nostalgie heraus nicht idealisieren. Also dieser Zwiespalt, dieser Balanceakt, den ich schon genannt habe, hat sich für mich auch in der Arbeit mit den Figuren gezeigt. Für mich war es wichtig eine Figur so zu spielen, dass in ihr eine Vielschichtigkeit und Tiefe erkennbar wird. Dass man merkt, dass die Figur wirklich an die Idee des Kommunismus glaubt, dass man sie darin ernst nehmen kann. Aber gleichzeitig sollte auch keine Heroisierung stattfinden. Sondern zu zeigen, dass sie Menschen waren, die Fehler gemacht haben, aber dass sie an etwas geglaubt haben. Das war die größte Herausforderung, die ich gesehen habe.

Im Grunde genommen gab es die Geschichte von Erich, seiner Familie und dem Mord zuhauf. Über fast jede Nachbarschaft könnte ein solches Stück gespielt werden. In dem Sinne ist die Geschichte von Erich nur eine von vielen. Und gleichzeitig eben eine von vielen die nicht erzählt wird. Das Schöne an dem Stück ist eben, eine dieser vermeintlich unbedeutenden Geschichte der Menschen zum Leben erweckt zu haben. Zu zeigen, dass die „große“ Geschichte in den Geschichten der „kleinen“ Leute steckt, dass diese zusammenhängen.

Im Gedenken an Erich eine Verbindung zu jemandem aufzubauen, der sonst nur einfach eine Person von vielen der Vergangenheit ist, ein Name in einem Geschichtsbuch, oder eine Nummer unter den vielen Opfern des Faschismus. Zu einer solchen Person eine so tiefe und erfahrbare Verbindung aufzubauen, den Genoss*innen die im Kampf gefallen sind auf diese Weise Aufmerksamkeit zu schenken, war eine schöne Erfahrung und sehr bestärkend.

Gerade der Epilog, in dem wir noch einmal gemeinsam an den Ort des Mordes gehen und Erich gedenken, stellt dieses Gefühl noch mal besonders her.

Ihr nehmt auch Bezug zu aktuellen Kämpfen im Stück. Zur „Trauerfeier“ fliegen Flugblätter über den Hof, auf denen zum Rheinmetall-Entwaffnen-Camp in Kassel vom 30. August bis 4. September aufgerufen wird.

Wieder ist es ein Moment, in dem Theater und Vergangenheit, mit Realität und Gegenwart verschwimmt.

Der grundlegende Gedanke dahinter war es, erneut die Trennung zwischen dem Damals und dem Heute aufzuheben. Zwischen dem angeblich unveränderbaren politischen Weltgeschehen und der Subjektivität, der Handlungsfähigkeit, jeder einzelnen Person. Und dafür haben wir gedacht, lohnt sich der Bezug auf die geplanten Proteste gegen die Waffenindustrie. Warum gerade diese? Weil die Waffenindustrie in Deutschland für den Faschismus eine wichtige Rolle gespielt hat und immer noch ein sehr gutes Beispiel für die Doppelmoral der staatlichen Politik ist. Mit der deutschen Waffenindustrie, finanziert vom Staat, global in schlimmsten Menschenrechtsverletzungen und Angriffskriegen verwickelt, kann das Image und die Propaganda vom friedlichen, deutschen Rechtsstaat enttarnt werden. Und sie ist auch ein gutes Beispiel für die Botschaft des Stückes: „Viele Dinge laufen falsch und wir müssen dagegen Position beziehen.“

Auf die Notwendigkeit im Theater, die Trennung zum Publikum aufzubrechen, bist du bereits eingegangen. Welche Funktion und Aufgabe hat Theater insgesamt für dich?

Neben den Aspekten, die ich bereits genannt habe, denke ich, dass Theater eine wertvolle Methode ist, um Wissen zu vermitteln, um Geschichten auf eine andere, auf eine körperliche Art zu erzählen und die emotionale Ebene bei Menschen anzusprechen. Es ist eine Aufgabe von Theater, Geschichten zu erzählen, die die Menschen bewegen, die mit uns etwas machen, die uns aufwühlen. Und ich würde sagen, dass Theater – mindestens implizit – auch politisch sein muss. Mich interessiert ein Theater nicht, dass die gesellschaftliche Realität ausklammert und Themen auf einer abgehobenen, abstrakten Sphäre verhandelt, die für die meisten Menschen nicht mehr greifbar ist. Oder ein Theater, dass das Individuum abgetrennt von der Gesellschaft betrachtet. Ich finde, Theater muss Leute erreichen und es erreicht Leute nur, wenn sie mit dem Gezeigten etwas anfangen können und wenn das Gezeigte etwas in ihnen in Bewegung setzt. Dafür muss Theater verständlich und kontrovers sein, Spannungen aufzeigen, an die Menschen anknüpfen können.

Hat euer Theaterstück das geschafft?

Es ist ja ein Stück über Widerstand. Eine solche Geschichte zu erzählen, in der Zeit des Nationalsozialismus, ist gar nicht so leicht. Wir wollten kein Stück machen, wo die Menschen danach rausgehen und denken „Ja, der Nationalsozialismus war schlimm“.

Dazu gibt es genug gute Filme, Theater und Literatur. Es ging uns darum zu zeigen, dass trotz der Grausamkeit, der ganzen Verwirrungen und Irrungen, es immer Menschen gab, die an das Gute geglaubt und dafür gekämpft haben. Das Feedback von Vielen war jedenfalls, dass ihnen das Stück Kraft gegeben hat und nicht das Gefühl von Hoffnungslosigkeit und Aussichtslosigkeit vermittelte. Es hat Zuversicht gegeben, und dass es keine Option ist, aufzuhören an etwas Besseres zu glauben, und sich dafür zu entscheiden. Außerdem haben viele Menschen uns gesagt, dass sie berührt waren und sich mitgenommen gefühlt haben.

Neben dem Spaß am Schauspiel, der Wichtigkeit die Geschichte nicht zu vergessen, bzw. die Geschichte des Stadtteils kennen zu lernen, wolltet ihr das Stück auch nutzen, um eine Verbindung zur Nachbarschaft aufzubauen. Welche Bedeutung hat dabei das Stück?

Es ist geplant, das Stück weitere Male im Sozialen Zentrum in Lichtenrade aufzuführen, so dass noch mehr Menschen aus der Nachbarschaft kommen und es anschauen können. Mit einer Geschichte, mit der die Nachbarschaft etwas zu tun hat, wollen wir uns bekannt machen. Es ist das Ziel, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, in einen politischen Dialog miteinander zu treten, was vielleicht sonst nicht so einfach wäre. Das Stück und die Thematik kann dafür sehr wertvoll sein. Und es gibt die Idee, nicht nur im Sozialen Zentrum zu spielen, sondern auch im Gemeinschaftshaus in Lichtenrade. Oder an Schulen, um mit Jugendlichen in Austausch zu treten. Denn das Stück ist ja auch ein Stück über Jugend und die zentralen Figuren sind Jugendliche. Es gibt auch Ideen von einer Theater AG, in der Nachbarschaft oder Theaterworkshops anzubieten. Das Stück kann also Menschen im Stadtteil zusammenbringen und die Geschichte des Stadtteils und des Widerstands gegen den Faschismus wachhalten.

Wie können interessierte Menschen euer Projekt in Lichtenrade unterstützen und über kommende Aufführungstermine des Stücks informiert werden?

Das Projekt kostet neben Zeit und Energie mehr Geld, als wir aus privaten Bezügen zur Verfügung haben. Daher sind wir auf Unterstützung und Spenden angewiesen. Besonders hilfreich sind dabei regelmäßige Beiträge, mit denen wir langfristiger planen können, auch wenn sie klein sind.

Und bei Interesse für kommende Aufführungstermine des Stücks kann sich unter tutusabotage@mailo.com informiert werden.

Wir fliegen mit dem Holländer über Spree und Landwehrkanal*Jürgen Karwelat**Steuermann! Lass die Wacht!**Steuermann! Her zu uns!**Ho! He! Je! Ha!**Hisst die Segel auf! Anker fest!**Steuermann, her!**Fürchten weder**Wind noch bösen Strand,**wollen heute mal recht lustig sein!**Jeder hat sein Mädels auf dem Land,**herrlichen Tabak und guten Branntwein.*

Mit diesen gesungenen Zeilen und einer bombastischen Instrumentierung hat die Dampfergruppe im Jahr 2022 so manche historische Stadtrundfahrt mit dem Schiff begonnen. Dabei ging es nicht darum, unseren Gästen Richard Wagners Oper „Der fliegende Holländer“ näher zu bringen, sondern dies war der musikalische Hinweis darauf, dass wir nun schon in der zweiten Saison mit dem Schiff „Der fliegende Holländer“ über Berliner Gewässer und durch die Berliner Geschichte schippern und zu alledem das Schiff auch noch Koen Mathot gehört, einem seit Jahrzehnten in Berlin lebenden Holländer.

Nur so viel zu Wagners Oper: Wagner schrieb die Oper unter dem Eindruck einer stürmischen Schiffsreise. Weil der holländische Kapitän Bernhard Fokke versuchte, den Kräften der Natur zu trotzen, und dies misslang, war er verdammt, mit seinem Geisterschiff auf den Weltmeeren zu kreuzen. Die Oper wurde am 2. Januar 1843 mit mäßigem Erfolg am Königlichen Hoftheater Dresden uraufgeführt. Bereits nach vier Aufführungen wurde sie abgesetzt.

Unsere Fahrten beginnen nun schon in der zweiten Saison an der Caprivibrücke in Charlottenburg. Die Verlegung der Abfahrtstelle hat sich nicht negativ auf unsere Besucherzahlen ausgewirkt, die im Übrigen von 7 bis zu 60 Gästen stark schwankten. Durchschnittlich kamen etwa 33 Gäste zu den Fahrten. Auch in diesem Jahr hatten wir neben unserer klassischen Fahrt „Ab durch die Mitte“ wieder sechs Themenfahrten, wobei wir die Fahrt „Licht und Schatten – Berlin in den 1920ern“ neu im Programm hatten. Bei dieser Fahrt handelte es sich um eine Weiterentwicklung der vorjährigen Fahrt „100 Jahre Groß-Berlin“. Besondere Freude hat uns die veränderte Fahrt „Ab durch die Mitte“ gemacht.

Die Fahrt geht über eine neue Strecke, nämlich über die Spree bis zum Nikolaiviertel, dann aber auf dem Rückweg über Nord- und Westhafen in großem Bogen über Hohenzollernkanal und Westhafenkanal zurück zur Spree nach Charlottenburg. Auf diese Weise steifen wir den Wedding und passieren unter anderem die beeindruckenden Speichergebäude des Westhafens. Auch bei der neuen Strecke stellte sich sofort das Problem ein, bei der Kommentierung Prioritäten setzen zu müssen, da das Schiff ja unerbittlich weiter fährt. Also schauen die Gäste nach rechts und hören die Geschichte des heutigen Wirtschaftsministeriums, das die alten Gebäude des Invalidenhauses nutzt, oder blicken sie nach links und hören die zum Teil kuriose Geschichte des ehemaligen Hamburger Bahnhofs, der heute das „Museum der Gegenwart“ beherbergt. Weniger attraktiv sind die zwei Kilometer Fahrt auf dem Westhafenkanal parallel zur Stadtautobahn in Richtung Wedding. Unsere Themenfahrten führen weiterhin über Spree und Landwehrkanal und wenn wir der Chefin des „fliegenden Holländer“ einen besonderen Gefallen tun wollen, dann spielen wir im Landwehrkanal den „Kreuzberger Walzer“ von Klaus Hoffmann.

Die insgesamt 16 Fahrten plus der „Jubiläumsfahrt“ am 18. September 2022 im Rahmen der Veranstaltungsreihe „40 Jahre Berliner Geschichtswerkstatt“ hat die Dampfergruppe in der Besetzung Getrud Fischer-Sabrow, Erika Hausmann, Peter Lassau und Jürgen Karwelat geschafft, häufig am Büchertisch ergänzt von Dagmar Giesecke und Nicole Shafran.



Jubiläumsfahrt, 18.09.2022

Foto: Sonja Miltenberger

Finanziell sind wir 2022 passabel über die Runden gekommen, so dass ein kleiner Überschuss erzielt wurde. 2023 werden wir wohl wegen der gestiegenen Energiekosten nicht um eine weitere Preiserhöhung herumkommen. Auf dem Programm wird eine überarbeitete Fahrt stehen, da im März 2023 in Berlin 175 Jahre Märzrevolution 1848 gefeiert werden wird. Wir begleiten dieses Jubiläum mit einigen Fahrten unter dem Motto „Rebellisches Berlin“, bei der es nicht nur um die Revolution von 1848 gehen wird. Auch die „Frauenfahrt“ soll 2023 wieder aufleben.